

Verbundkatalog Kalliope

Qualen.

Mann, Erika

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Qualen

Wieder waren es Tausende - mehr als drei, sollte ich denken -, und auf seine Art schien fast jeder lesenswert. Wieder aber galt es, zu wählen. Nur ein Siebtel etwa des Vorhandenen (441) konnte Aufnahme finden. "Scheiden", sagt zu Recht das Volkslied, "tut weh". Nun, "Ausscheiden" tut umso weher, als man sich schuldig vorkommt angesichts all dessen, was man "verworfen" hat, nicht weil es schlecht, sondern nur weil es überzählig war.

Die Briefe kamen aus allen Erdteilen. Anno 1956 bereits hatte die weltweite Suchaktion des S. Fischer Verlages die "Empfänger" veranlasst, uns Photokopien zu übermachen. Ausserdem standen natürlich Durchschläge von Diktierem zur Verfügung, sowie handschriftliche Konzepte, alles in hellen Haufen. Und wenn es schon qualvoll war, so rigores mit den väterlichen Beständen zukehr zu gehen, die Kränkung der guten, eifrigen "Empfänger" bereitete noch bössere Gewissensbisse. Da sassen sie nun, in Sidney und Bochum, in Jerusalem, Magdeburg und Rio und warteten. Mochten Sie immerhin Familien haben und Berufe, reale Sorgen und Freuden aller Art, aus den Begleitschreiben der Fremden schien doch hervorzugehen, dass sie in der Hauptsache dem Erscheinen ihrer Briefe entgegenharrten - ach, vergebens, in der grossen Mehrzahl der Fälle. Wer aber Aufnahme fand, der musste "angemerkt" und also zunächst einmal gefunden werden. Denn fast alle waren sie verzogen seit 1956 - unbekannt, wohin. Selbst die Einwohnerämter, mit denen ich rege Korrespondenzen unterhielt, wussten nichts von ihrem Verbleib, und die Privatdetektei, die ich monatelang verkörperte, war kafkaesk - will sagen alptraumhaft und komisch.

Während des Krieges, in New York, hatte ich einmal ein Institut besucht, das ~~Barocke Kunst~~ barocker Weise damit befasst war, Blinde zu Krankenpflegern heranzubilden. Zunächst brachte die Leiterin den Studierenden die Grundregel bei: "First find your patient!" - Leider benahm ich mich anstössig und lachte kaum verhaltene Tränen über dies erste Gebot, an das ich denken musste, während ich blindlings den "Empfängern" nachjagte. Deren Zahl, übrigens, schwankte bis zum Schluss. Das Gespinst, um das ich mich mühte, musste dicht sein. Zugegebenermassen eine Auswahl, sollte es doch den Eindruck der Vollständigkeit erwecken und nichts

weniger darstellen als die Autobiographie des späten T. M. Auch gab es innerhalb der einen grossen Story viele kleine, die in sich geschlossen sein mussten. Manchmal lagen Jahre zwischen dem ersten Federstrich und dem letzten. Ein Brief etwa aus dem November 1948 konnte nur versuchsweise aufgenommen werden - für den Fall, dass später einmal die Fortsetzung kam, die nötige Ergänzung. Im Mai 1953 tauchte sie auf und wollte erkannt sein - aus dem Gedächtnis ? Kaum möglich. Um weit voneinander getrennte Anschlussbriefe finden und Wiederholsames vermeiden zu können, hatte ich kanpppe Inhaltsverzeichnisse sämtlicher Briefe angefertigt, die mit "Ja" oder "Vielleicht" markiert waren. Tausend Eintragungen im grossen Schulheft, immer und immer wieder zur Gänze durchstudiert, bis ein neues Geschichtchen entstanden und ein neuer "Empfänger" dingfest zu machen war. - Qualen!

Ziele

Worauf wollte ich hinaus ? Drei Hauptziele waren es, die ich mir gesetzt hatte:

1. Den ganzen T.M. sollte die Auswahl spiegeln, und durchaus unretouchiert sollte sein Bild hervorgehen aus den Briefen. Keineswegs waren es besonders "schöne" und geglückte Episteln, die ich auszuwählen hatte. Charakteristisch mussten sie sein und von allen Seiten sollten sie ihn zeigen. Die beiden Schreckgespenster, die ich dabei nie aus dem Auge verlor, hiessen Elisabeth Förster-Nietzsche und Cosima Wagner. Sie ^{gaben} ~~aus~~ ^{ab} ~~heraus~~, die königlichen Fälscherinnen, das glänzendste Beispiel ^{ab} dafür, ~~was~~ wie man in Nachlassdingen nicht verfahren darf. - Trat also der erstaunliche Weitblickende auf den Plan, so hatte der offenbar Irrende gleichfalls zu figurieren. Dem Treuen und Konsequenten musste der elbisch-Ungreifbare und irrlichternd sich Widersprechende gegenüberstehen, dem gütig-Duldsamen der zornig-Aggressive - der er freilich nur in der Defensive war - , dem Gefeierten der Beschimpfte, dem durch und durch und willentlich Deutschen der Weltbürger amerikanischer Nation. Das Ziel war weitgesteckt und ^{machte} ~~machte~~ doch nur eines ^{aus} ~~von~~ von den dreien, denen ich zustrebte.

2. Möglichst hell musste es sein in T.M.'s Werkstatt. Der Arbeit, die er in diesen Jahren - 1948-1955 - getan, war viel Platz einzuräumen; was immer er in solchem Zusammenhang mitteilte über seine Pläne und Zwecke und über den Stand des jeweiligen Unternehmens wollte herausgeschält sein aus der Unmasse. Noch geistert der "Doktor Faustus" (erschienen 1947) in den Briefen. Aber schon beginnt T.M., nach dem "Erwählten" auszuschauen und zieht

über ihn, den Heiligen Sünder, überall Erkundigungen ein. Es folgen "Die Betrogene" und der "Felix Krull", den er vor vierzig Jahren hatte liegen lassen, ein munteres Fragment, dessen parodistischer Tonfall - so schien ihm damals - auf die Dauer nicht durchzuhalten war. Jetzt suchte er das alte Manuskript wieder hervor - auf allen Wanderschaften hat es ihn begleitet! - und begann aufs neue, in eben der Zeile, die einst die letzte gewesen war. Das Papier stammte von Prantl, am Münchner Odeonsplatz, und nun sass man am Pazifischen Ozean. Dem Erscheinen des "Krull" sah er wenig vertrauensvoll, ja, mit Widerwillen und beinahe ängstlich entgegen. Am 4. Mai 1954 schreibt er an Emil Preetorius: "Es hängt übrigens auch viel davon ab, wie ich dastehen werde, wenn im September die Bekenntnisse Felix Krulls, 'Der Memoiren Erster Teil', erschienen sind. Gibt es einen skandalösen Durchfall, so verlasse ich Haus und Garten nicht mehr." Immer war er zutiefst verwundert gewesen, wenn die Erzeugnisse seiner Einsamkeit Anklang fanden in der Welt. Aber der turbulente Erfolg seines "Felix" verblüffte ihn über die Massen. Auch blieb er in einem Kernpunkt beunruhigt: durchaus durfte das Schelmenbuch nicht das Letzte gewesen sein, das von ihm kam. Etwas "Würdigeres" hatte zu folgen, und es traf sich günstig, dass das Schillerjahr 1955 ihn vor die Aufgabe stellte, für Stuttgart und Weimar die grosse, repräsentative Schillerrede auszuarbeiten. Viele Monate lang rang er mit der Ueberfülle des Stoffes, und der "Versuch über Schiller", der schliesslich vorlag, war fünf Mal so lang wie die Rede es sein durfte. Die Briefe erzählen das alles. Wenn ich mich nicht "verhauen" habe, ist die Werkstatt nun hell.

3. Die Zeitgeschichte wollte einbezogen sein in die Auswahl, die politischen Ereignisse jener Jahre, soweit sie ihn betrafen und bewegten - und das taten sie alle, wenn es auch vornehmlich die Entwicklung in Deutschland und Amerika war, die ihm zu schaffen machte. In den US, der Wahlheimat, deren Bürger er geworden, hatte er bitter zu leiden unter ~~nicht~~ dem alles beherrschenden "McCarthyism". Von diesem System zum Kommunisten oder - bestenfalls - zum "Fellow Traveller" gestempelt, begann er sich ungut zu fühlen in seinem hübschen Haus in Pacific Palisades. Vor allem aber, seit der "Wiedereröffnung" Europas, drängte es ihn heim, zur alten Erde, in der er schliesslich zu ruhen und wo er den Spätabend seines Lebens zu verbringen hoffte. Er ging. Wieder einmal ging er, aber, anders als im Jahre des Unheils 1933, war seine ^{Ankunft} ~~Reise~~ festlich. Die Schweiz, die damals dem politischen Emigranten mit höflichem Misstrauen begegnet war, öffnete nun weit ihre Arme; gleich erhielt er die vielbegehrte "Niederlassung", und hätten nicht die Schrecken des "Kalten Krieges", hätten nicht die unent-

wegten persönlichen Angriffe, die aus Deutschland kamen, ihre Schatten geworfen auf seine Tage, er wäre glücklich gewesen. Ganz zum Schluss, im Ernte- und Todesjahr 1955, war er es wohl, so weit seine zum Leiden prädestinierte Natur dies zuliess. Die "Schillerfahrt" durch Deutschland, dessen geistige Einheit zu demonstrieren ihm vergönnt war; die endgültige Versöhnung mit der immer geliebten Vaterstadt, Lübeck, die ihn zum Ehrenbürger machte; der achtzigste Geburtstag, begangen mit den Freunden und einer freundlich gestimmten Welt - das alles war schön und findet in den Briefen seinen Niederschlag. Nie freilich, bis zum Ende nicht, hat er sich der quälenden Sorgen ent schlagen um die Zukunft der Menschheit, die ihm dringlicher am Herzen lag als das eigene, trotz allem begnadete Schicksal. - Zeitgeschichte, ein Drama in Briefen: das Stückwerkgetreu zu inszenieren war mein drittes Ziel.

Ueberraschungen

"Tief ist der Brunnen der Vergangenheit". Zu tief, als dass er für die Bände I und II alles wieder hergegeben hätte, was einst in ihn gesenkt worden war. Es fehlte an Briefen aus der Frühzeit, nur sehr schattenhaft ging der Jüngling T. M. aus der Sammlung hervor. Plötzlich aber fiel Licht in die Brunnentiefe, längst verloren Geglaubtes wurde greifbar, und es entstand die "Nachlese" des dritten Bandes. Da ist er, der junge Mensch, der an "Buddenbrooks" arbeitete - noch im 19. Jahrhundert - und derweil alles, was ihn bewegte, seinen liebsten Freunden mitteilte, dem Brüderpaar Carl und Paul Ehrenberg. Nie wieder hat er sich brieflich so rückhaltlos gegeben, wie im Umgang mit diesen beiden. Carl war Musiker, und ein wie leidenschaftlicher Zuhörer war "Tommy", wenn auf dem Klavier ganze Opern reproduziert wurden, nächtelang, vor allem "Tristan" und abermals "Tristan". Paul, der Maler, geigte über^dies vorzüglich, auch T.M. war ein guter Geiger, und so musizierte man selbdritt. Gedichte aber, kindlich-zutrauliche, dabei ungelenke Verse, schrieb er nur für Paul. Und fünfzig Jahre später hat er ihn "verwendet". Im "Doktor Faustus" gibt es einen sehr reizvollen jungen Violinvirtuosen, "Rudi Schwertfeger". Vom Teufel abgesehen ist dieser sonnige Charmeur die einzige Figur, mit der Adrian Leverkühn, der Held des Buches, sich wirklich einlässt. Da im übrigen der Figurenbestand des "Faustus" fast ausschliesslich aus der Wirklichkeit rekrutiert ist, war bis dato viel Rätselraten um jenen "Rudi". Auch meinerseits hatte ich mich häufig nach ihm erkundigt. "Ach, der...", war die Antwort, "den habe

ich wohl erfunden oder irgendwie zusammengesetzt... Ich wüsste wirklich nicht..." Aber, aber! "Tief ist der Brunnen...", doch so tief nicht, dass Paul nicht erkennbar würde auf seinem Grunde - die Person, wohlgemerkt, nicht die Funktion, die der Autor des "Faustus" ihr angedichtet.

Indiskretionen ? Gewiss. Aber macht es nicht den Reiz aus und den Neuigkeitswert jeder rechten Briefsammlung, dass in ihr - anders, als im dichterischen oder essayistischen Werk - der Mensch erscheint, ganz wie er war, ohne künstlerische Stilisierung und indirektes Licht ? "Quaeritur", pflegte T.M. zu schreiben - "Ich frage ja bloss".

Erika Mann



Erika Mann

Erika Mann, 60, Thomas Manns Älteste, ist die Herausgeberin der dreibändigen Sammlung von Thomas-Mann-Briefen, deren abschließender Band jetzt im S. Fischer Verlag erschienen ist. Brief-Band II wurde 1964 im SPIEGEL von Friedrich Sieburg besprochen. Zum Erscheinen von Band III schreibt Erika Mann hier über die Probleme — „Qualen“ —, die sie als Herausgeberin zu bewältigen hatte, über ihre „Ziele“ und über eine „Überraschung“ bei der Editionsarbeit — sie entdeckte das reale Vorbild für eine bisher nicht identifizierte Figur in Vaters „Doktor Faustus“-Roman.

QUALEN

Wieder waren es Tausende — mehr als dreitausend, sollte ich denken —, und auf seine Art schien fast jeder Brief lesenswert. Wieder aber galt es, zu wählen. Nur ein Siebtel etwa des Vorhandenen (441) konnte Aufnahme finden. Scheiden, sagt zu Recht das Volkslied, tut weh. Nun, Ausscheiden tut um so weher, als man sich schuldig vorkommt angesichts all dessen, was man verworfen hat, nicht weil es schlecht, sondern nur weil es überzählig war.

Die T.-M.-Briefe kamen aus allen Erdteilen. Anno 1956 bereits hatte die weltweite Suchaktion des S. Fischer Verlages die Empfänger veranlaßt, uns Photokopien zu übermachen. Außerdem standen natürlich Durchschläge von Diktat zum Verfügen sowie handschriftliche Konzepte, alles in hellen Haufen. Und wenn es schon qualvoll war, so rigoros mit den väterlichen Beständen zuehr zu gehen, die Kränkung der guten, eifrigen Empfänger bereitete noch böhere Gewissensbisse.

Da saßen sie nun, in Sydney und Bochum, in Jerusalem, Magdeburg und Rio, und warteten. Mochten sie immerhin Familien haben und Berufe, reale Sorgen und Freuden aller Art, aus den Begleitschreibern der Fremden schien doch hervorzugehen, daß sie in der Hauptsache dem Erscheinen ihrer Briefe entgegenharrten — ach, vergebens, in der großen Mehrzahl der Fälle. Wer aber Aufnahme fand, der mußte angemerkt und also zunächst einmal gefunden werden. Denn fast alle waren sie verzogen — unbekannt, wohin. Selbst die Einwohnerämter, mit denen ich rege Korrespondenz unterhielt, wußten nichts von ihrem Verbleib, und die Privatdetektei, die ich monatelang verkörperte, war kafkaesk — will sagen alpträumhaft und komisch.

Während des Krieges, in New York, hatte ich einmal ein Institut besucht, das barockerweise damit befaßt war, Blinde zu Krankenpflegern heranzubilden. Zunächst brachte die Leiterin den Studierenden die Grundregel bei: „First find your patient!“ — Leider benahm

ich mich anstößig und lachte kaum verhaltene Tränen über dies erste Gebot, an das ich denken mußte, während ich blindlings den Empfängern von T.-M.-Briefen nachjagte.

Deren Zahl, übrigens, schwankte bis zum Schluß. Das Gespinnst, um das ich mich mühte, mußte dicht sein. Zugegebenermaßen eine Auswahl, sollte es doch den Eindruck der Vollständigkeit erwecken und nichts weniger darstellen als die Autobiographie des späten T. M.

Auch gab es innerhalb der einen großen Story viele kleine, die in sich geschlossen sein mußten. Manchmal lagen Jahre zwischen dem ersten Federstrich und dem letzten. Ein Brief etwa aus dem November 1948 konnte nur versuchsweise aufgenommen werden — für den Fall, daß später einmal die Fortsetzung kam, die nötige Ergänzung. Im



Thomas Mann:
„Briefe 1948-1955
und Nachlese“
S. Fischer Verlag
Frankfurt am Main
656 Seiten
36 Mark

Mai 1953 tauchte sie auf und wollte erkannt sein — aus dem Gedächtnis? Kaum möglich.

Um weit voneinander getrennte Anschlußbriefe finden und Wiederholungen vermeiden zu können, hatte ich knappe Inhaltsverzeichnisse sämtlicher Briefe angefertigt, die mit „Ja“ oder „Vielleicht“ markiert waren. Tausend Eintragungen im großen Schulheft, immer und immer wieder zur Gänze durchstudiert, bis ein neues Geschichtchen entstanden und ein neuer Empfänger dingfest zu machen war. — Qualen!

ZIELE

Worauf wollte ich hinaus? Drei Hauptziele waren es, die ich mir gesetzt hatte:

1. Den ganzen T. M. sollte die Auswahl spiegeln, und durchaus unretouchiert sollte sein Bild hervorgehen aus den Briefen. Keineswegs waren es besonders „schöne“ und geglückte Episteln, die ich auszuwählen hatte. Charakteristisch mußten sie sein, und von allen Seiten sollten sie ihn zeigen. Die beiden Schreckgespenster, die ich dabei nie aus

dem Auge verlor, hießen Elisabeth Förster-Nietzsche und Cosima Wagner. Sie gaben, die königlichen Fälscherinnen, das glänzendste Beispiel ab dafür, wie man in Nachlässigen nicht verfahren darf.

Trat also T. M., der erstaunlich weitblickende, auf den Plan, so hatte der offenbar irrende gleichfalls zu figurieren. Dem Treuen und Konsequenten mußte der elbisch Ungreifbare und irrlichternd sich Widersprechende gegenüberstehen, dem gütig Duldsamen der zornig Aggressive — der er freilich nur in der Defensive war —, dem Gefeierten der Beschimpfte, dem durch und durch und willentlich Deutschen der Weltbürger amerikanischer Nation. Das Ziel war weitgesteckt und machte doch nur eines aus von den dreien, denen ich zustrebte.

2. Möglichst hell mußte es sein in T. M.'s Werkstatt. Der Arbeit, die er in diesen Jahren — 1948 bis 1955 — getan, war viel Platz einzuräumen; was immer er in solchem Zusammenhang mitteilte über seine Pläne und Zwecke und über den Stand des jeweiligen Unternehmens, wollte herausgeschält sein aus der Unmasse. Noch geistert der „Doktor Faustus“ (erschienen 1947) in den Briefen. Aber schon beginnt T. M. nach dem „Erwählten“ auszuschauen und zieht über ihn, den Heiligen Sünder, überall Erkundigungen ein.

Es folgen „Die Betroffene“ und der „Felix Krull“, den er vor vierzig Jahren hatte liegenlassen, ein munteres Fragment, dessen parodistischer Tonfall — so schien ihm damals — auf die Dauer nicht durchzuhalten war. Jetzt suchte er das alte Manuskript wieder hervor — auf allen Wanderschaften hat es ihn begleitet! — und begann aufs neue, in eben der Zeile, die einst die letzte gewesen war. Das Papier stammte von Prantl, am Münchner Odeonsplatz, und nun saß man am Pazifischen Ozean.

Dem Erscheinen des „Krull“ sah er wenig vertrauensvoll, ja, mit Widerwillen und beinahe ängstlich entgegen. Am 4. Mai 1954 schreibt er an Emil Preetorius: „Es hängt übrigens auch viel davon ab, wie ich dastehen werde, wenn im September die Bekenntnisse Felix Krulls, ‚Der Memoiren erster Teil‘, erschienen sind. Gibt es einen skandalösen Durchfall, so verlasse ich Haus und Garten nicht mehr.“

Immer war er zutiefst verwundert gewesen, wenn die Erzeugnisse seiner Einsamkeit Anklang fanden in der Welt. Aber der turbulente Erfolg seines „Felix“ verblüffte ihn über die Maßen. Auch blieb er in einem Kernpunkt beunruhigt: durchaus durfte das Schelmenbuch nicht das Letzte gewesen sein, das



Seine Hoheit lädt Sie zu einem Bordfest ein



Seine Hoheit

Maharajah Feroz Khan I.

gibt sich die Ehre, ...Euer Hochwohlgeboren.....

*zu einer Party an Bord einer unserer luxuriösen
Boeings einzuladen.*

U. S. v. g. an Ihr Reichbüro

Die vier Dinge, die aus einer Party einen Erfolg machen — wir haben sie. Erstens Getränke. (Die richtigen. Sie werden sehen.)

Zweitens Atmosphäre. (Ausgesprochen international.)

Drittens reizende Gäste. (Wie Sie.)

Viertens charmante Gastgeber.

(Unsere attraktiven Hostessen. In beeindruckend schönen Saris.)

Das Beste an unserer Party: sie findet an Bord einer Air-India-Boeing statt. Und die Boeing fliegt — an den Kontinent Ihrer Wahl.

AIR-INDIA

FRANKFURT, BERLIN, DÜSSELDORF, HAMBURG, KÖLN, MÜNCHEN, NÜRNBERG, STUTTGART.

*Air-India fliegt jetzt seit 33 Jahren! — Boeing Flugdienst nach fünf Kontinenten.
In Zusammenarbeit mit BOAC und QANTAS.*

von ihm kam. Etwas „Würdigeres“ hatte zu folgen, und es traf sich günstig, daß das Schillerjahr 1955 ihn vor die Aufgabe stellte, für Stuttgart und Weimar die große, repräsentative Schillerrede auszuarbeiten. Viele Monate lang rang er mit der Überfülle des Stoffes, und der „Versuch über Schiller“, der schließlich vorlag, war fünfmal so lang, wie die Rede es sein durfte. Die Briefe erzählen das alles. Wenn ich mich nicht „verhauen“ habe, ist die Werkstatt nun hell.

3. Die Zeitgeschichte wollte einbezogen sein in die Auswahl, die politischen Ereignisse jener Jahre, soweit sie ihn betrafen und bewegten — und das taten sie alle, wenn es auch vornehmlich die Entwicklungen in Deutschland und Amerika waren, die ihm zu schaffen machten.

In den US, der Wahlheimat, deren Bürger er geworden, hatte er bitter zu leiden unter dem alles beherrschenden „McCarthyism“. Von diesem System zum Kommunisten oder — bestenfalls — zum „Fellow Traveller“ gestempelt, begann er sich ungut zu fühlen in seinem hübschen Haus in Pacific Palisades. Vor allem aber, seit der „Wiedereröffnung“ Europas, drängte es ihn heim, zur alten Erde, in der er schließlich zu ruhen und wo er den Spätabend seines Lebens zu verbringen hoffte.

Er ging. Wieder einmal ging er, aber anders als im Jahre des Unheils 1933 war seine Ankunft festlich. Die Schweiz, die damals dem politischen Emigranten mit höflichem Mißtrauen begegnet war, öffnete nun weit ihre Arme; gleich erhielt er die vielbegehrte „Niederlassung“, und hätten nicht die Schrecken des Kalten Krieges, hätten nicht die unentwegten persönlichen Angriffe, die aus Deutschland kamen, ihre Schatten geworfen auf seine Tage, er wäre glücklich gewesen. Ganz zum Schluß, im Ernte- und Todesjahr 1955, war er es wohl, soweit seine zum Leiden prädestinierte Natur dies zuließ. Die „Schillerfahrt“ durch Deutschland, dessen geistige Einheit zu demonstrieren ihm vergönnt war; die endgültige Versöhnung mit der immer geliebten Vaterstadt, Lübeck, die ihn zum Ehrenbürger machte; der achtzigste Geburtstag, begangen mit den Freunden und einer freundlich gestimmten Welt — das alles war schön und findet in den Briefen seinen Niederschlag.

Nie freilich, bis zum Ende nicht, hat er sich der quälenden Sorgen entziehen um die Zukunft der Menschheit, die ihm dringlicher am Herzen lag als das eigene, trotz allem begnadete Schicksal. — Zeitgeschichte, ein Drama in Briefen: das Stück werkgetreu zu inszenieren war mein drittes Ziel.

ÜBERRASCHUNGEN

„Tief ist der Brunnen der Vergangenheit.“ Zu tief, als daß er für die Bände I und II alles wieder hergegeben hätte, was einst in ihn gesenkt worden war. Es fehlte an Briefen aus der Frühzeit, nur sehr schattenhaft ging der Jüngling T. M. aus der Sammlung hervor. Plötzlich aber fiel Licht in die Brunnentiefe, längst Verlorenglaubtes wurde greifbar, und es entstand die „Nachlese“ des dritten Bandes.

Da ist er, der junge Mensch, der an „Buddenbrooks“ arbeitete — noch im

19. Jahrhundert — und derweil alles, was ihn bewegte, seinen liebsten Freunden mitteilte, dem Brüderpaar Carl und Paul Ehrenberg. Nie wieder hat er sich brieflich so rückhaltlos gegeben wie im Umgang mit diesen beiden. Carl war Musiker, und ein wie leidenschaftlicher Zuhörer war „Tommy“, wenn auf dem Klavier ganze Opern reproduziert wurden, nächtelang, vor allem „Tristan“ und abermals „Tristan“.

Paul Ehrenberg, der Maler, geigte überdies vorzüglich, auch T.M. war ein guter Geiger, und so musizierte man selbdrift. Gedichte aber, kindlich-zutrauliche, dabei ungelente Verse, schrieb T.M. nur für Paul. Und fünfzig Jahre später hat er ihn „verwendet“. Im „Doktor Faustus“ gibt es einen sehr reizvollen jungen Violinvirtuosen, „Rudi Schwertfeger“. Vom Teufel abgesehen ist dieser sonnige Charmeur die einzige Figur, mit der Adrian Leverkühn, der



Briefschreiber Thomas Mann (1954)
Treu, elbisch, duldsam, zornig

Held des Buches, sich wirklich einläßt. Da im übrigen der Figurenbestand des „Faustus“ fast ausschließlich aus der Wirklichkeit rekrutiert ist, war bis dato viel Rätselraten um jenen „Rudi“. Auch meinerseits hatte ich mich häufig nach ihm erkundigt. „Ach, der...“, war T.M.'s Antwort, „den habe ich wohl erfunden oder irgendwie zusammengesetzt... Ich wüßte wirklich nicht...“

Aber, aber! „Tief ist der Brunnen...“, doch so tief nicht, daß „Rudi“ nicht erkennbar würde auf seinem Grunde — die Person, wohl gemerkt, nicht die Funktion, die der Autor des „Faustus“ ihr angedichtet.

Indiskretionen? Gewiß. Aber macht es nicht den Reiz aus und den Neuigkeitswert jeder rechten Briefsammlung, daß in ihr — anders als im dichterischen oder essayistischen Werk — der Mensch erscheint, ganz wie er war, ohne künstlerische Stilisierung und indirektes Licht? „Quaeritur“, pflegte T.M. zu schreiben — „ich frage ja bloß“.

Neu!

Dr. H. Aghte's Informations-Training (Dynamisches Schnell-Lesen)

Der Lesestoff nimmt von Tag zu Tag zu. Die Lesetechnik hat sich seit hundert Jahren fast nicht geändert. Die sich daraus ergebenden Konsequenzen hat man im Ausland schon längst gezogen.

Schnell-Lesen ist heute für Sie einfach eine Notwendigkeit!

In den USA sind über 400 Schnell-Lese-Institute erfolgreich tätig. Schnell-Lese-Kurse werden an Universitäten und Fachschulen abgehalten.

Sie werden von Angehörigen fast aller Berufe besucht, vom Direktor bis zum Angestellten, vom Professor bis zum Studenten.

Auch Sie vervielfachen jetzt Ihre Lesegeschwindigkeit!

Beim Schnell-Lesen erfassen Sie kritisch in kürzester Zeit die wesentlichen Gedanken. Sie steigern Ihr Auffassungsvermögen.

Stets sind Sie bestens informiert. Schnell-Leser sind auch Schnell-Denker. Täglich sparen Sie viel Zeit.

Bequem zu Hause beginnen Sie sofort mit dem Schnell-Lesen!

Das Buch ist für den praktischen Gebrauch und verständlich geschrieben

Bestellen Sie den Kurs bei:

**PSYCHO-FORM-STUDIO; DR. HANSJOACHIM AGHTE,
DÜSSELDORF, POSTFACH 6322**

Preis des Buches DM 36,50. Flexibler Einband. Etwa 290 Seiten.
(In diesem Preis sind die Nachnahmegebühren einbegriffen.)

Der Verfasser des Buches ist seit über einem Jahrzehnt psychologisch tätig. Er hat viele Jahre in leitender Stellung in der Großindustrie erfolgreich wissenschaftlich gearbeitet.

Neu!